

SKANDALBUCH „OH BOY“

Unter dem gefühligen Ton lauert ein autoritärer Geist

Von Deniz Yücel



ilb-Podium; WELT-Korrespondent Deniz Yücel

Quelle: youtube/@festivalberlin; Screenshot WELT; Amin Akhtar/WELT

Ein sexueller Übergriff, ein Täter, der darüber schreibt, Netz-Protest und ein Buch, das vom Markt verschwindet. Jetzt diskutierte man darüber auf dem Berliner Literaturfestival (ilb) – aber die neue Leitung bot nur einer Seite eine Bühne. Für die Freiheit des Wortes verhiess der Abend nichts Gutes.

In einem Satz geht die Geschichte so: Ein kleiner Verlag veröffentlicht ein Buch, das nach Form und Inhalt ganz dem intersektionalen („woken“) Zeitgeist entspricht – und wird von ebendiesem Zeitgeist zerfleischt. Ein Dramolett, das in einem überschaubaren Milieu spielt, dessen Glaubenssätze sich aber im Kultur-, Medien- und Universitätsbetrieb weitverbreitet haben. Den vorläufigen Höhepunkt dieses Dramoletts gab es am 14. September auf einer bizarren Podiumsveranstaltung des Internationalen Literaturfestivals Berlin (ilb), einem der größten Literaturfestivals der Welt, gefördert mit Mitteln des Hauptstadtkulturfonds und weiterer Geldgeber.

Im Mittelpunkt: Der von Donat Blum und Valentin Moritz herausgegebene Sammelband „Oh Boy – Männlichkeit*en heute“, im Juli im 2020 vom

vormaligen Aufbau-Geschäftsführer Gunnar Cynybulk gegründeten Kanon Verlag aus Berlin erschienen. Darin versammelt: 18 Texte von Autoren, darunter der letztjährige Buchpreisträger Kim de l'Horizon. Die meisten kann man dem schreibenden Teil der „intersektionalen“ Linken zurechnen, viele sind schwul, trans oder verstehen sich als „non-binär“. Einzig das Nachwort stammt von einer Frau, der Schriftstellerin und Kulturwissenschaftlerin Mithu Sanyal.

Qualitativ fallen die Beiträge weit auseinander. Und einige sind besser, als der Untertitel vermuten lässt, allen voran der Text des diesjährigen Leipziger Buchpreisträgers Dincer Gücyeter, der sich in einer kraftvollen, teils lyrischen, aber nie überheblichen Form mit dem traditionellen Männerbild der türkischen Gesellschaft auseinandersetzt.

„Doppelter Übergriff“

Zunächst wird die Anthologie als Ganzes positiv aufgenommen, auch in der WELT. Doch Mitte August meldet sich über den Instagram-Account einer Initiative „Keine Show für Täter“, die sich selbst „als feministische, antikapitalistische und antifaschistische Gruppe, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, u.a. öffentlichen Auftritten von Personen, denen sexualisierte Gewalt vorgeworfen wird, etwas entgegenzusetzen“ bezeichnet, eine Frau zu Wort, die nach eigenen Angaben durch den Mitherausgeber Valentin Moritz „sexualisierte Gewalt“ erlebt habe. Sie habe ihm schriftlich mitgeteilt, dass sie nicht wolle, dass er seinen Übergriff, „egal wie anonymisiert auch immer“, thematisiere und sich „damit profilieren“. Doch genau das hat Moritz in „Ein glücklicher Mensch“, seinem Beitrag zum Buch, getan.

Die Diskussion schwappt aus der digitalen Welt in die analoge, das Literaturhaus Rostock sagt eine Veranstaltung ab, weitere Absagen folgen. Auch das Feuilleton schließt sich der Kritik an dieser Veröffentlichung an. So spricht der „Tagesspiegel“ von einem „doppelten Übergriff“: Moritz habe sich zweimal über das „Nein“ der Frau hinweggesetzt, erst mit dem sexuellen Übergriff, dann mit der Veröffentlichung. Ähnlich klingt es in der WELT, wo Marie-Luise Goldmann schon in ihrer ersten, insgesamt wohlwollenden Rezension Moritz' Beitrag für misslungen befunden hatte.

Als zwölf Autoren des Bandes erklären, sie würden an der „Verbreitung des Buches in seiner jetzigen Form nicht mitwirken“, gibt der Kanon Verlag nach: Die Auslieferung wird gestoppt, digitale Ausgaben und eventuelle Neuauflagen des Buches werde es nur noch ohne den Beitrag geben.

Anders als in den meisten „MeToo“-Fällen geht es nicht darum, ob ein inakzeptabler – und womöglich strafrechtlich relevanter – Vorfall stattgefunden hat. „Ich bin Täter geworden“, schreibt Moritz nämlich selbst in seinem Beitrag. Er fügt an: „Es war keine Vergewaltigung.“ Womöglich wäre der Vorfall aber als sexuelle Nötigung oder sexuelle Belästigung justiziabel. Soweit bekannt, hat die Frau keine Strafanzeige erstattet. Sie und Moritz kannten sich.

Für die Diskussion um „Oh Boy“ sind diese Details letztlich unerheblich. Denn der Streit entzündet sich allein an der Frage, ob es zulässig war, gegen den Willen der Frau über diesen Vorfall zu schreiben.

Erkenntnisgewinn der Täterperspektive

Nun kann man sich ihrer Sicht anschließen und Moritz alle Glaubwürdigkeit absprechen. Man kann erfreut feststellen, dass sie – die Frau, das Opfer – eine abgeschmackte Selbstinszenierung durchkreuzt und verhindert hat, dass der Mann aus dieser Geschichte soziales oder finanzielles Kapital schlägt. Man kann grundsätzlich fordern, „Täterperspektiven“ durch „Opferperspektiven“ zu ersetzen. Oder könnte sogar Schadenfreude darüber empfinden, dass Leute aus diesem Milieu, in dem moralische Höchststrafen locker sitzen, selber eine solche abbekommen haben.

Aber man kann all das auch anders sehen und darauf hinweisen, dass diese Publikation in einem jungen Berliner Verlag wohl nicht von Netflix verfilmt werden wird und auch nicht in den Bereich des „Son of Sam“-Gesetzes fällt, das in einigen US-Bundesstaaten Schwerverbrechern zwar nicht verbietet, ihre Memoiren zu veröffentlichen, wohl aber, daran auch nur einen Cent zu verdienen. Und gegen die Forderung „Opfer- statt Täterperspektive“, die sich übrigens fast wörtlich im AfD-Programm findet, ließe sich einwenden, dass es zwar geboten ist, Opfern von Sexualstraftaten oder anderer Gewalt rechtlichen wie moralischen Beistand zu leisten, aber die Täterperspektive Erkenntnis verspricht – und im besten Fall zur Verbrechensvorbeugung beitragen kann.

Dieser damals revolutionären Idee folgte Friedrich Schillers „Kriminalbericht“ „Der Verbrecher aus verlorener Ehre“ (1786). Und hätte Dostojewski „Schuld und Sühne“ (1866) aus der Perspektive der ermordeten Pfandleiherin geschrieben, wäre der Roman sicher kürzer, aber nicht unbedingt besser ausgefallen. Andererseits ließe sich argumentieren, dass Moritz' Beitrag jede literarische Abstraktion fehlt und er stattdessen selbstmitleidig und erkenntnisfrei über seine „Täterschaft“ sinniert.

Unabhängig davon, ob man Moritz' Vorgehen für ethisch akzeptabel oder seinen Text für gelungen hält – könnte man ihm zugutehalten, dass er einer Anforderung nachgekommen ist, die das Bundesverfassungsgericht in einem vergleichbaren Fall aufgestellt hat: 2007 bestätigten die Karlsruher das Verbot von Maxim Billers „Esra“. Die Klägerin, Billers vormalige Lebensgefährtin, sei in diesem Roman eindeutig erkennbar, weshalb die Schilderung intimer Details aus der Liebesbeziehung zwischen der Romanfigur und dem Ich-Erzähler ihr Persönlichkeitsrecht verletze.

Literaturgeschichtliche Vorläufer

Für Moritz' Beitrag ließe sich daraus ableiten: Da er keinerlei Anhaltspunkte über die Identität der Frau liefert, bewegt sich sein Text im Rahmen von Recht und Rechtsprechung. Scheiße finden kann man das immer noch, aber keine Sanktionen fordern.

Man könnte weitergehen und losgelöst vom Anlass das Kriterium der „Erkennbarkeit“ infrage stellen – wie seinerzeit auch die Verfassungsrichter Christine Hohmann-Dennhardt und Reinhard Gaier in ihrem Minderheitsvotum gegen das „Esra“-Verbot meinten, denn dieses Kriterium werde der „künstlerischen Verarbeitung von Wirklichkeit nicht gerecht“.

Schließlich könnte man Moritz' Text auch literaturgeschichtlich diskutieren, im Verhältnis zu Klassikern der deutschen Literatur wie Goethes „Werther“ (1774) und Thomas Manns „Buddenbrooks (1901) oder zu Svende Merians Bestseller „Der Tod des Märchenprinzen“ (1980), Billers „Esra“ und Alban Nikolai Herbsts „Meere“ (beide 2003) und schließlich Benjamin Stuckrad-Barres Aufregerroman „Noch wach?“ aus diesem Frühjahr.

Es gäbe also genug Stoff für eine differenzierte und über den konkreten Fall hinausgehende Debatte – und nicht bloß Daumen hoch oder runter. Und welcher Ort wäre dafür besser geeignet als ein Literaturfestival – zumal auf dem ILB eine Veranstaltung zu „Oh Boy“ ohnehin geplant gewesen war.



Diskussionsteilnehmerinnen Frey, Mägdefrau, Wiese und Reichert, Moderator Ashraf

Quelle: Charlotte Kunstmann/ILB

Diese wurde im Zuge des Skandals abgesetzt. Doch dabei wollte es die neue Festivalleiterin Lavinia Frey nicht belassen und setzte kurzfristig eine Ersatzveranstaltung an. Dass man dabei auf die direkt Beteiligten verzichten wollte, war schon aus Gründen der Deeskalation nachvollziehbar, zumal Moritz nach einer kurzen Entschuldigung abgetaucht zu sein scheint und sein Mitherausgeber Blum sich gelegentlich mit ebenso wüsten wie selbstmitleidigen Postings auf Instagram bemerkbar macht, in denen er sich selbst, na klar, zum Opfer (genauer: zum Opfer „digitaler und oft queerfeindlicher Gewalt“) erklärt.

Gespenstisch. Und ein bisschen komisch

Doch schon die Ankündigung der Ersatzveranstaltung ließ erahnen, dass es weder um Fragen wie die oben skizzierten gehen, noch irgendeine abweichende Meinung gewünscht sein würde: „Oh Boy, are you serious? – Eine Bühne für Aktivist:innen, Autor:innen und das Publikum“.

Als Rednerinnen angekündigt: Festivalchefin Frey sowie drei selbst in einschlägigen Kreisen eher unbekannte Aktivistinnen namens Sandra Reichert, Jorinde Wiese und Ila Mägdefrau. Außerdem ein Audiobeitrag der Initiative „Keine Show für Täter“. Früher mussten sendungsbewusste, dogmatische linksradikale Aktivisten noch irgendwas besetzen, um auf einer größeren Bühne

Kommuniqués zu verbreiten, ohne sich selbst einer Diskussion zu stellen. Ihre Nachfolger kriegen das geschenkt.

Was dann im Saal der Berliner Festspiele geboten wird, ist allerdings nicht so schlimm, wie man befürchten musste. Es ist viel gespenstischer. Aber auch komischer.

Gleich zu Beginn verkündet der Moderator Toby Ashraf, ein Mitarbeiter des Festivals, sämtliche „Panelist*innen“ seien „Unterstützer*innen der Betroffenen“. Mehr noch: Frey sei auf seine Bitte dabei, die anderen Podiumsteilnehmerinnen habe „Josy“, wie die „Betroffene“ an diesem Abend genannt wird, bestimmt.

Erlaubnis, das Cover zu zeigen

Dass sich die Festivalleitung an diesem Abend selbst für überflüssig erklärt hat, scheint im mehrheitlich jungen und weiblichen Publikum kaum jemanden zu irritieren. Frey zeigt sich stolz darauf, alle Gestaltungsmacht und Verantwortung an die „Betroffene“ abgegeben zu haben. Sie habe lange Gespräche mit „Josy“ geführt, versichert sie.

In diesem Ton geht es weiter. „In Absprache mit der Betroffenen“, sagt Moderator Ashraf, habe er die Erlaubnis, Buch und Cover zu zeigen und auch den Titel zu nennen. Jedoch: „Die Namen der beiden Herausgeber*innen möchte ich persönlich nicht nennen. Aber das ist keine große Politik, sondern einfach nur ein Instinkt.“

Für, was der Moderator „Instinkt“ nennt, findet sich in George Orwells Roman „1984“ ein Verb: „vaporisieren“ – alle Erinnerung an eine Unperson aus dem kollektiven Gedächtnis löschen. Aus der Geschichte ist die *damnatio memoriae*, die „Verdammung des Andenkens“, aus dem antiken Ägypten, Griechenland und Rom bekannt – und aus der Stalin-Ära, wo man Trotzki aus Dokumenten tilgte und aus Fotos wegretuschierte.

Zwar „vaporisieren“ die anderen Rednerinnen die Namen Moritz und Blum nicht. Doch ist diese Bemerkung nur das erste, keineswegs das letzte Mal an diesem Abend, dass derlei Assoziationen geweckt werden: Ungefähr muss es wohl auf ein Literatursymposium im Moskau des Jahres 1937 zugegangen sein.

Aufforderung zum Applaus

Wie dort tragen die Rednerinnen in verschiedenen Variationen, ob als akademischer Vortrag, in Reimform oder als Pamphlet („make feminism a threat again“), immer wieder dieselben Glaubenssätze vor. Auch hier ist die Welt klar in Gut und Böse unterteilt, nur halt nicht in Imperialismus und Sozialismus, sondern in Männer und Frauen oder, was als hier als deckungsgleich gilt, in Täter und Opfer. Auch hier wird eine allerheiligste Instanz beschworen, nur heißt diese nicht „Arbeiterklasse“, sondern die „Betroffenen“. Und auch hier werden mögliche Gegenargumente nur erwähnt, um sie verächtlich zwar nicht als „kleinbürgerliche“, aber als „patriarchale“ Ideen zurückgewiesen.

Auf diesem Podium gibt es nicht den geringsten Dissens, stattdessen beklatschen sich die Rednerinnen ständig gegenseitig. Das Publikum klatscht mit – und wenn nicht, fordert der Moderator zum Applaus auf.

In diesem Kontext klingen auch die permanenten Appelle an „Solidarität“ nach Moskau 1937. Allein der gefühlsduselige Ton, den man untereinander anschlägt, passt dazu nicht. Allen voran Moderator Toby Ashraf wirkt mit seiner ostentativen Sanftheit, die wohl ganz viel Empathie und Sensibilität demonstrieren soll, so, als wäre er einer Polemik von Henryk M. Broder über eine feministische Männer-Selbsthilfegruppe entsprungen.

Doch unter dem gefühligen Ton lauert ein autoritärer Geist. Und der richtet sich nicht allein gegen die Herausgeber und den Verleger. In einem langen Beitrag von „Josy“, der verlesen wird, werden fünf Autoren der Anthologie angeprangert, die sich nicht distanziert haben – vor allem Mithu Sanyal. Die habe zwar eingeräumt, der Abdruck von Moritz' Text sei ein Fehler gewesen, Sorge sich aber „öffentlich vor angeblichen Sprechverboten“. Auch die anderen Autoren kriegen ihr Fett ab. Warum sie den Text nicht vorher kritisiert haben, warum sie sich nicht stärker „solidarisieren“, ihre „Reichweite“ nicht für die gute Sache einbringen?

Nicht ohne weibliche Stimmen

Ob sie sich eine Neuauflage des Buches vorstellen könnten, fragt der Moderator gegen Ende – wobei er eine Einschränkung selber hinzufügt: „Ich glaube, das müsste unter einer neuen Herausgeber*innenschaft laufen.“ Der Autorin Sandra Reichert ist das nicht genug. „Ich bin dagegen“, sagt sie. Sie finde das ganze

Konzept des Buches „sehr fragwürdig“. „Wo sind die Frauenstimmen? Die hätte ich gerne dabei, diverse Frauenstimmen selbstverständlich.“

Offensichtlich berauscht vom Erfolg, einen Text aus dem Verkehr gezogen zu haben, geht die legitime Kritik an einer Veröffentlichung nahtlos über in die Anmaßung, über die Veröffentlichungen anderer Leute zu bestimmen.

Die Publikumsrunde setzt das allgemeine Einvernehmen zunächst fort. Diese Veranstaltung sei „ein ganz großer Abend für den Feminismus“, sagt eine Frau. Sie sei sich sicher, „vor ein paar Jahren wäre das ganz anders gelaufen“.

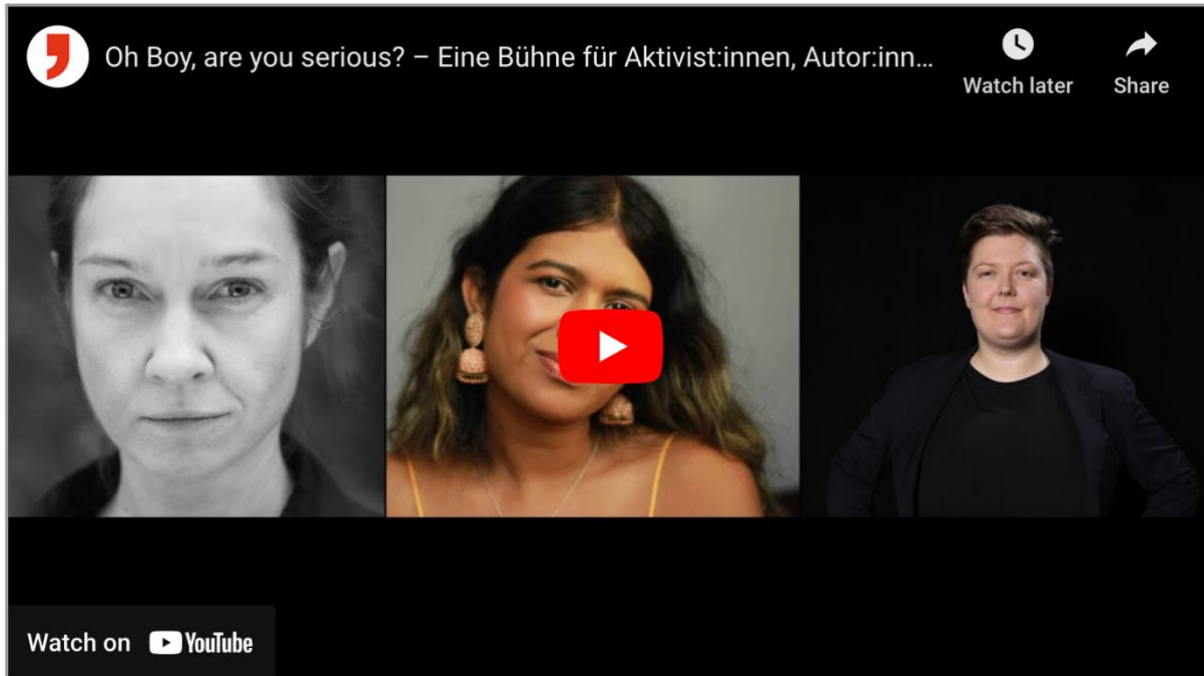
Dann scheint Widerspruch aufzukommen – als Dorothea Zimmermann das Wort ergreift und sich als langjährige Mitarbeiterin der Organisation „Wildwasser“ vorstellt. „Wildwasser“, 1983 als erste deutsche Hilfseinrichtung für Frauen und Mädchen, die Opfer sexualisierter Gewalt wurden, gegründet, habe immer gefordert, dass Täter ihre Taten offenlegen und sich damit auseinandersetzen. Das finde sie eine „spannende Frage“. Doch ein Schlagabtausch zwischen dieser Angehörigen der zweiten Frauenbewegung und den Rednerinnen aus der dritten, „queerfeministischen“ bleibt aus. Die in der Tat „spannende Frage“, die die „Wildwasser“-Vertreterin in den Raum gestellt hat, nimmt sie selbst zurück: Ohne die Zustimmung der Betroffenen gehe das natürlich nicht.

Aufmerksamkeitsökonomie

Dann will jemand wissen, warum die Podiumsteilnehmerinnen nicht ein eigenes Buch zum Thema „Männlichkeit*en“ herausbringen. „Wenn das so einfach wäre, hätten wir wahrscheinlich schon mehr Bücher veröffentlicht“, sagt „Aktivist*in“ Jorinde Wiese. Sie habe kein Netzwerk wie Mitherausgeber Blum, der in der Schweiz etabliert sei. „Deswegen schreibe ich immer noch auf Instagram irgendwelche Posts, die ein paar tausend Leute lesen, die aber nicht verlegt werden.“

Der ehrlichste Moment des Abends, der zeigt, worum es am Ende auch geht: Lautstark von „Diversität“, „Betroffenen“ und „Sichtbarmachen“ reden, dabei sich selbst meinen, um ein paar Buchverträge, Redaktionsstellen oder Forschungsgelder abzugreifen. Nur dass es nun gegen Leute geht, die auf demselben Ticket bereits kleinere oder größere Karrieren hingelegt haben. Um ein letztes Mal dieselbe historische Analogie zu bemühen: Die Ankläger des letzten Schauprozesses sind die Angeklagten des nächsten.

Nach knapp 90 Minuten ist dieses bizarre, neostalinistische Tribunal, diese Kampfansage an die Freiheit der Kunst vorbei. Wer ein ethnologisches Interesse an solchen Darbietungen hat oder bei Auffahrunfällen auf der Autobahn zwanghaft hingucken muss, findet auf die YouTube eine Aufzeichnung.



Aber ist es wirklich dasselbe Festival, das eine Woche zuvor mit einer beeindruckenden Rede der italienischen Schriftstellerin Francesca Melandri eröffnet worden war? Auf dem danach Daniel Kehlmann ein Gespräch mit dem per Video zugeschalteten Salman Rushdie führte?

Ja. Allerdings wurden Melandri und Rushdie noch unter dem Festivalgründer Ulrich Schreiber ins Programm genommen, ehe dieser nach 22 Jahren, mitten in der Vorbereitung der diesjährigen Ausgabe, durch Lavinia Frey ersetzt wurde, die zuvor für das Humboldt-Forum tätig war. Schreiber war ein schlechter Umgang mit den Mitarbeitern vorgeworfen worden. Ob diese Kritik bei seinem Rücktritt eine Rolle gespielt hat, ist öffentlich nicht bekannt; bei der Eröffnung würdigten jedenfalls seine Nachfolgerin sowie Kulturstaatsministerin Claudia Roth (Grüne) und der Berliner Kultursenator Joe Chialo (CDU) Schreibers Lebenswerk.

Für Frey war der Umgang mit „Oh Boy“ die erste Gelegenheit, eine eigene Handschrift zu zeigen. Er arbeite seit neun Jahren für das ilb und habe noch nie ein so gutes Krisenmanagement erlebt, lobt Moderator Ashraf seine neue Chefin.

Das kann man so sehen – wenn man unter Krisenmanagement versteht, Aufregung in den sozialen Medien zu besänftigen. Denn das eigentliche Problem sind nicht die digitalen Empörungswellen selbst, sondern die Unfähigkeit von Institutionen aller Art, damit souverän umzugehen.

Denn anders als Ashraf behauptet, sind die Verantwortlichen mit dieser Veranstaltung kein „Wagnis“ eingegangen. Vielmehr haben sie, ob aus Überzeugung oder Opportunismus, die Empörung eingebunden, ohne, wie das bei solchen Konflikten oft Fall ist – man erinnere sich an die Ausladung der Kabarettisten Lisa Eckart von einem Hamburger Festival – Empörung von anderer Seite zu riskieren.

„Literatur muss völlig frei sein“

Bei 130 Veranstaltungen des ilb kann natürlich auch mal was daneben gehen. Doch verdient dieser Abend Beachtung, weil die neue Festivalchefin dieses Veranstaltungskonzept nicht nur befürwortet hat, sondern selber auf dem Podium saß und ergriffen mitklatschte. Weil sie kein einziges Mal noch so vorsichtig widersprach, als die übrigen Rednerinnen Hinweise auf die Freiheit der Literatur verächtlich zurückwiesen. Weil es ihr nicht in den Sinn kam, dass es grundsätzlich gefährlich ist, das Spannungsfeld Konflikt zwischen Persönlichkeitsrecht und Kunstfreiheit derart einseitig aufzulösen und alle Verfügungsgewalt über Veröffentlichungen und Veranstaltungen den – wovon auch immer – „Betroffenen“ zu überlassen.



ilb-Direktorin Frey, Panel-Teilnehmerinnen Mägdefrau und Wiese
Quelle: Charlotte Kunstmann/ILB

Dabei hatte Frey noch vor einigen Wochen in einem „BZ“-Interview gesagt: „Literatur muss völlig frei sein.“ Doch wie viel ein solches Bekenntnis wert ist, zeigt sich erst im Konflikt- und Zweifelsfall. Nach diesem Abend muss man resümieren: für die Leitung und einer Mehrheit der Mitarbeiter des ilb nicht allzu viel.

So darf man fragen, ob eines der größten Literaturfestivals der Welt das Prinzip der Kunstfreiheit aufgibt und man künftig damit rechnen muss, dass beispielsweise Salman Rushdie nicht mehr einladen wird, wenn ein paar Abiturislamisten, die den intersektionalen Betroffenheitsjargon beherrschen, im Internet Stunk machen.

Und es lässt sich festhalten: Das ilb hat eine Chance vertan, seinem eigenen Anspruch gerecht zu werden und sich als Ort des freien Austauschs über literarische und gesellschaftliche Themen zu präsentieren. Genau das aber braucht es in einer Zeit, in der in geschlossenen Blasen maximal empörte Debatten geführt werden – und in konservativen bis arg rechten Milieus ein ressentimentgeladenes Gerede über einen angeblich abgehobenen Kulturbetrieb die Runde macht, während man dort ebenfalls gerne nach Herzenslust verbieten und canceln würde, wenn man denn könnte.

Transparenz-Hinweis: WELT-Autor Deniz Yücel ist Co-Sprecher der Autorenvereinigung PEN Berlin, die für das diesjährige Internationale Literaturfestival Berlin drei Veranstaltungen mit iranischen, kurdischen und nigerianischen Autorinnen und Autoren kuratiert hat. In das übrige Programm des ilb war der PEN Berlin nicht involviert.